Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1907

190 (17.8.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 33

Visual Library

Krikett oder Fußball spielen zu sehen, anstatt seine Muskeln dadurch zu üben, daß er selbst am Spiele teilnimmt. Einige der mannhaftesten und besten Uebungen, wie z. B. Ringen, Boxen und Fechten sind überhaupt auf dem Lande ziemlich verschwunden. So kann Henry Drumond wohl die Behauptung aufstellen, daß wirkliche Gliederstärke im gewöhnlichen Leben nicht mehr gefunden wird, sogar auf dem Gymnasium gesucht werden muß. Behendigkeit ist in das Hippodrom verwiesen. Einst waren alle Männer Athleten, jetzt wird dafür gezahlt, um sie zu bewundern.

Schülerselbstmorde. Zur Frage der Schülerselbstmorde hat das preußische Kultusministerium in den Jahren 1880—1893 ein umfangreiches Material gesammelt. Danach kamen in diesem Zeitraum 1152 Selbstmordfälle vor, und zwar verteilen sich dieselben: 812 Fälle auf die niederen Schulen, 340 Fälle auf die höheren. Eine weitere Berechnung ergibt eine Durchschnittszahl von 54 Selbstmordfällen pro Jahr, und ein Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Selbstmördern von 4,16 : 1. Ueber die Motive der Jugendselbstmorde werden unter anderem angegeben: Abneigung gegen den Schulbesuch, schlechte Zensur, gekränkter Ehrgeiz, verwahrloste Erziehung, Furcht vor Strafe, Liebesverhältnis, unglückliche Liebe, körperliche Züchtigung. Herr Geheimrat Professor Dr. Eulenburg, der diese Materie behandelt, erklärt, daß: bei geschärfter Beabachtung in Haus und Schule, noch mehr bei ausreichender schulärztlicher Kontrolle, diejenigen Fälle, bei denen als Ursache, Geisteskrankheit oder Geistesstörung, Nervenschwäche, Nervenüberreizung, Trübsinn usw. angegeben wurde, wohl eine andere Wendung hätten nehmen und vor dem Aeußersten hätten bewahrt bleiben können. Ferner gibt er als Ursachen an, das Vorhandensein geistiger Störung, ungefähr 10 Proz., mehr oder minder schwere nervöse seelische Belastung, etwa 80 Proz., eine den Aufgaben und Zielen der Schule nicht anpassungsfähige, direkt widerstrebende Individualität des Schülers, etwa 48 Proz. Hierzu kämen noch etwa 24 Proz. von Fällen, in denen die Ursache unbestimmbar gewesen ist.

Ein angenehmer Herrscher. Cornelius Gurlitt hat bei Marquardt u. Co., Berlin, eine Monographie über Elbflorenz veröffentlicht, in der er mit besonderer Detailkenntnis die Zeiten der sächsischen Kurfürsten schildert. Kurfürst August griff rücksichtslos in Freiheit und Lebensgewohnheiten seiner Bürger ein. Als er zu der Ansicht gelangte, daß die Stiefel zu teuer seien, ließ er ein paar angesehene Dresdener Schuhmachermeister im Schloß einsperren, gab ihnen Leder, überwachte ihren Fleiß, um festzustellen, wieviel Arbeit sie etwa in einem Tage herstellen könnten, um danach den Preis zu bestimmen. Für Erfindungen aller Art hatte er viel Interesse. In seiner „Goldküche" arbeiteten die Alchimisten, und auch für technische Arbeiten, Maschinen und Hebewerke, gewährte er Unterstützung. Aber wehe den Unglücklichen, wenn sie seine Hoffnungen und Aussichten gröblich enttäuschten! Den Erfinder einer Pumpeneinrichtung, der nicht, wie er versprochen, das Wasser aus dem Brunnen mehrere hundert Fuß heraufheben konnte, befahl er so lange in dem Brunnenloch einzusperren, bis er das Wasser heraufgebracht. Und als dies natürlich nicht gelang, ließ er sich erst nach Jahren dazu bewegen, ihn aus dem fürchterlichen Gefängnis zu befreien. Auch an finanziellen Unternehmungen beteiligte sich der Herrscher, um seine Tasche zu füllen; nicht immer freilich mit Glück. So ließ er sich von einem Augsburger Großkaufmann Roth zu einer gewagten Spekulation bereden. Als dritter beteiligte sich daran der König von Portugal. Es sollte in Indien aller zum Export kommender Pfeffer aufgekauft, in Sachsen aufgestapelt und dann eine Hausse für den Preis dieses so wichtigen Gewürzes erzielt werden, die einen ungeheuren Nutzen abwerfen mußte. Aber der Plan ging fehl, die Handelsgesellschaft brach zusammen, Roth floh, und des Kurfürsten Berater, der Kammermeister Hans Harzer, schoß sich eine Kugel vor den Kopf.

Schafe und Ziegen als Lasttiere. Im Himalaya und in Tibet dienen auf Wegen, die für andere Tiere ungangbar sind, die sogen. Hands, den persischen Fettschwänzen ähnliche Schafe mit schwarzem Vorderkopf als Lastträger. Die Lasten, welche die Tiere tragen, schwanken zwischen sieben und fünfundzwanzig Pfund. Ein erstaunlicher Beweis für die Leistungsfähigkeit dieser Tiere ist die Tatsache, daß in der Karakorumerkette, einer Gegend, wo Futter selten ist, bei häufig sehr widerwärtigem Wetter eine ganze Herde, jedes Schaf mit einer Last von 20 Pfund, dreihundertdreißig englische Meilen in einem Monat zurücklegt, ohne daß mehr als ein Tier zu Grunde geht. Die Wohlhabenheit wird in der Gegend nach der Zahl der Schafe gemessen. In Hochzentralasien verwendet man auch Ziegen für die Zwecke, die wie die Schafe die Wege sicher beschreiten, auf die sich Ponys und Yaks (tibetanische Ochsen) nicht mehr wagen. Es ist beobachtet worden, daß den Ziegen das Bergsteigen mit der Last viel schwerer fällt als den Schafen. Außer Tibet gibt es nur noch eine Gegend, wo Schafe als Lasttiere verwendet werden. Es ist dies die Umgebung der südamerikanischen Stadt Bahia, wo man Schafe mit Wassertonnen die steilsten Bergpfade überwinden sieht. Böcke, gut angelernt, ziehen kleine Fuhrwerke ganze Stunden. Bei schlechter Behandlung widersetzen sie sich allerdings energisch der zugedachten Arbeitsleistung.

Die Trommeln von Wuwulo. Dem Museum in Stuttgart wurden drei Trommeln von einer charakteristischen Standuhrform von der Insel Wuwulo (Matty-Inseln) geschenkt. Die aus rotbraunem weichem Holz gearbeiteten Stücke besitzen eine Länge von etwa 150 Zentimeter. Mit Ausnahme zweier kleiner Ornamentringe in der Mitte der Trommel, die aus dreieckigen oder ovalen, mit Kalk ausgefüllten Verdichtungen bestehen, sind die Trommeln ganz glatt und fein geschliffen. Interessant ist an einem Stück die Art und Weise, wie man verstanden hat, einen Sprung im Holz vorzüglich zu reparieren durch ein sorgfältig eingesetztes Z-förmiges Stück Holz, das ein Weiterauseinandergehen des Spaltes verhütet. An der schmalsten Stelle der Trommel [illegible] mit Bast umwickelte einseitige Griff, zum Durchschlüpfen der Hand beim Gebrauch des Instrumentes. Eigenartig ist die Befestigung der Bespannung; die dazu benutzte Haut der Waran-Eidechse ist mit zwölf Baststreifen über die Trommel gespannt.

Diese Trommeln dienen den Eingeborenen zur Vertreibung von Krankheiten durch einen mit besonderer Kraft ausgestatteten Zauberer. Zu diesem Zwecke wird die Trommel aber nicht von dem Zauberer selbst geschlagen, sondern von Männern, die von ihm besonders bestimmt werden. In jedem einzelnen Fall werden die Trommeln immer mit der Haut eines frisch geschlachteten Waran bespannt. Während des Trommelns, das in langsamem, einförmigem Tempo von Morgens bis Sonnenuntergang vorgenommen wird, darf keiner der Anwesenden hinter der Trommel stehen, noch in dieselbe hineinsehen.

Vom Ursprung der Lebkuchenherzen. Die heutzutage zumeist als Lebkuchenherzen im Handel befindlichen Gebildbrote werden zu Ostern, Weihnachten und Neujahr, auch auf Hochzeiten und Verlobungen, verwendet. Niemals werden sie als Totenopfer verwendet. Dieser Brauch kam, wie jetzt festgestellt ist, von Italien nach Deutschland. Koptische Mönche haben ihn den alten Aegyptern entlehnt und in die römische Kirche gebracht.

In den Katakomben bei den Römern und Griechen findet sich diese Herzform, wenigstens in unserm Sinne, nicht. Dagegen läßt sie sich bei den Kopten bis in das 6., ja 4. Jahrhundert zurück verfolgen. Auch die Aegypter hatten bei ihren Totenopferdarstellungen herzähnliche Gebilde. Das Wesentliche ist, daß diese Gebilde gegessen werden. Dieser Art von modifiziertem Kannibalismus liegt der Gedanke zugrunde, mit dem Herzen, dem Sitz des Lebens und des Mutes, die guten Eigenschaften des Tieres oder Feindes in sich aufzunehmen. Als abgeblaßte Ablösungsform des ursprünglichen Menschenopfers erscheint es nun, wobei aber noch die Veränderung mit unterlief, daß es nur als Sympathiemittel zur Erweckung der Gegenliebe verwendet wird.

Der Fernwecker. Ein launiges Postkuriosum wird der Breslauer Morgenzeitung aus ihrem Leserkreise mitgeteilt. „In München, meinem ehemaligen Wohnsitze", so erzählt die Zuschrift, „war ich auch Inhaber eines königlich bayerischen Telephonanrufs. Wie bei uns in Preußen, wird auch im schönen Bayernlande die telephonische Verbindung durch Damen hergestellt. Ganz im Gegensatz zu Breslau stand ich mit den Münchener Telephonfräulein auf einem ziemlich freundschaftlichen drahtlichen Verkehrsfuße. Eines Nachts langte ich — ich glaube, ich war kurz vorher im Hofbräuhause — zu etwas später Stunde zu Hause an. Am nächsten Morgen sollte ich um 5 Uhr früh eine Reise antreten. Mich niederlegen und erst in später Mittagstunde erwachen, wäre, — ich kenne mich darin sehr genau — eine feststehende Tatsache gewesen. Eine Weckuhr nannte ich auch nicht mein eigen. Da kam ich auf eine kühne Idee: das königlich bayerische Fernsprechamt muß mir aus der Verlegenheit helfen. Ich hob die Hörer ab. Das Fräulein vom Amt meldete sich: „Hier Amt!" — „Ach, mein liebes Fräulein („liebes" betonte ich nachdrücklich) hätten Sie nicht die Güte, mich um Punkt 5 Uhr telephonisch zu wecken, ich muß dringend verreisen!" Ich hörte ein lustiges Lachen. „Na — ich werde mal so gut sein, schlafen Sie wohl!" — Punkt 5 Uhr schnarrte das Telephon mit einer Vehemenz, als ob nicht ein in schweren Schlaf Verfallener, sondern ein Toter geweckt werden sollte. Ich sprang aus dem Bette und lief an den Fernsprecher. „Fünf Uhr, Aufstehen!" tönte es mir lustig entgegen. Ich war entzückt und gab meinen Gefühlen in beredten Worten Ausdruck. Doch das königlich bayerische Telephonfräulein schnitt mir das Wort vom Munde ab, indem sie meinte: „Bitte — keine Beamtenbeleidigung —"

Ein freies Herz.

Komm! wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz,
Pfeiler, Säulen kann man brechen
Aber nicht ein freies Herz;
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann;
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Goethe.

Aphorismen.

Von Ernst Hohenemser (Rom).

Die folgenden Aphorismen sind einem Bändchen entnommen, das als Privatdruck erschienen ist. Der Autor gehört zur Kategorie der ungezogenen Geister. Aber sein Spott führt eine scharf geschliffene Klinge und seine Entrüstung ist stets ehrlich, ohne je plump zu sein.

•

Es gehört mehr Mut zum Genießen als die feigen Philister glauben wollen.

•

Entrüstung — ist die ideale, pathetische, im Vollgefühl der absoluten Ueberlegenheit, und daher im sonoren Ton vorgetragene Aufforderung des deutschen Mannes, an die von Gott eingesetzte Autorität (Polizei), in Fällen drohender Gefährdung der bestehenden moralischen oder ästhetischen Einrichtungen einzuschreiten und Wandel zu schaffen.

•

Ueberzeugt wird man nur durch eigenes Denken; daher trifft man so wenig Menschen, die sich überzeugen lassen.

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund"

Nr. 33. Karlsruhe, Samstag den 17. August 1907. 27. Jahrgang.

Ein rettendes Interview.

(Nachdr. verb.)

Es war zur Zeit der Dezemberkämpfe 1905 in Petersburg. Die Polizei gab sich alle Mühe, das Exekutivkomitee des Deputiertenrates der Petersburger Arbeiter, das den Massenstreik leitete, abzufangen. Ueber Petersburg wurde damals der Belagerungszustand verhängt. Soldatenpatrouillen durchzogen die Stadt, auf den größeren Plätzen waren förmliche Kriegslager, jeden Augenblick passierten durch die Straßen in leichtem Trab Pelotons Kosaken. Alle Brücken, alle Newaübergänge, die wichtigsten öffentlichen Gebäude und die elektrischen Zentralen wurden militärisch bewacht. Die Schutzleute bekamen mächtige Flinten, mit denen sie sich recht unbeholfen bewegten. Es wimmelte in der Stadt von Spitzeln und verkleideten Polizisten. Die berüchtigten Dwornik's paßten genau auf bei jedem, der ein- oder ausging. Wir versammelten uns demnoch jeden Abend und tagten bis spät nach Mitternacht; das Präsidium aber blieb den ganzen Tag beisammen, um Nachrichten über den Fortgang des Streiks, Zusammenstöße mit dem Militär usw. entgegenzunehmen und die nötigen Dispositionen zu treffen. Während der Sitzungen des Exekutivkomitees stellten wir regelrechte Posten auf, die über Annäherung von Polizei oder Militär oder überhaupt über jede verdächtige Bewegung oder Persönlichkeit sofort Meldung zu erstatten hatten. So entgingen wir wiederholt der Verhaftung. Wir versammelten uns in Privatwohnungen, wobei es oft sehr eng zuging, in Geschäftslokalen, einmal auch hinter den Kulissen eines Theaters; wiederholt war das luxuriöse Palais einer Dame der hohen Aristokratie unser Asyl, noch häufiger drängten wir uns in ärmlichen Proletarierwohnungen zusammen, wo eine flackernde Petroleumlampe nur noch den Präsidententisch beleuchtete und den dichtgefüllten Raum im Hintergrunde in düstere Schatten hüllte.

An einem Tage war ein stark besuchtes Bureau zum Sitz des Präsidiums gewählt. Es befand sich im ersten Stockwerk und hatte zahlreiche Zimmer und Gänge. Das war es besonders, was uns dieses Lokal wert machte. Am Vormittag kam ich hin. Ich hatte aber noch keine Zeit, mich einzurichten, als der Alarmruf erscholl: „Die Polizei ist da!" Diese traf rasch ihre Dispositionen. Alle Ein- und Ausgänge wurden abgesperrt, wo man hinblickte, sah man Schutzleute, in den Hof wurde Militär eingeführt. Ich saß da, wie der Fuchs im Eisen.

Ich hatte Skripturen bei mir, die keinen Zweifel zuließen über meine Zugehörigkeit zum Präsidium des Deputiertenrates.

Da durchzuckte mich ein rettender Gedanke. „Sie verstehen doch deutsch?" — wandte ich mich an einen jungen Ingenieur, der neben mir zu stehen kam. — „Ja," antwortete er. — „Also, aufgepaßt! Von nun an spreche ich kein Wort russisch. Ich bin ein ausländischer Berichterstatter, der hierher kam, um Sie zu interviewen — und zwar über die Naphthabrände in Baku. — Setzen wir uns. Sie antworten auf meine Fragen, doch, bitte, bewahren Sie Ruhe." Ich zog mein Notizbuch aus der Tasche und skizzierte rasch das Interview. Mein Partner war in den ersten Augenblicken etwas nervös und ungeduldig, doch fand er sich bald in die Situation mit den Worten: „die Unterredung wird durch die Polizei unterbrochen, die eine Haussuchung vornimmt".

Im Hause herrschte großer Trubel. Es waren eine Menge Leute da, die in den verschiedensten geschäftlichen Angelegenheiten nach dem Bureau kamen und nunmehr gefangen gehalten wurden. Der Polizeihauptmann mit zwei Leutnants installierte sich in einem größeren Saal. Hier wurden nach und nach alle versammelt. Jeder der Anwesenden mußte vortreten, um sich zu legitimieren und ausgefragt zu werden; darauf wurde an ihm eine Leibesvisitation vorgenommen. Herausgelassen wurde vorderhand niemand. Man beschwerte sich, protestierte, schimpfte und lärmte. In der allgemeinen Aufregung kam dieser und jener, viele, die mich gar nicht kannten, auch an mich heran und machten in heftigen Worten ihrem Verdruß gegen die Polizei Luft. Meine Antwort war ein stummes Mienenspiel, in dem viel Mitgefühl, aber wenig Verständnis zu lesen war.

Ich nahm meinen Ingenieur unter dem Arm und ging mit ihm zum Tisch des Polizeihauptmann. „Dieser Herr ist ein Ausländer" — begann mein Begleiter: „er ist Berichterstatter, er hat eine Anzahl Geschäfts- und Fachleute über die Naphthaindustrie interviewt und war gerade daran, mich auszufragen, als Ihr Besuch uns unterbrochen hat. Er wird jetzt eine schöne Vorstellung bekommen von unseren russischen Zuständen. Lassen Sie ihn wenigstens sofort frei, die Sache ist auch jetzt schon skandalös genug!"

„Wie heißen Sie?" — frug der Polizeihauptmann und warf mir einen scharfen Blick zu, hinter dem jedoch, zu meinem großen Vergnügen, eine gewisse Unsicherheit lauerte.

Ich nannte einen tschechischen Namen.

„Ick spreke wenig russisch" — radebrechte ich — „ick bin Slawe, aber ick spreke nix russisch. Sprechen Sie vielleicht deutsch?" Dann, ohne erst eine Antwort abzuwarten, redete ich, so lebhaft ich nur konnte, deutsch auf ihn ein und hielt ihm mein Notizbuch mit dem Interview vor. Ich sah, daß er nichts davon verstand, aber mein Redestrom machte Eindruck — ab und zu setzte mein Begleiter ein Wort dazwischen, um mich zu erklären — der Polizeimensch glotzte mich verdutzt an. Schließlich rief er den Schutzleuten an der Tür zu: „Nach Waffen durchsuchen! Hat er keine — freilassen!"

Die Schutzleute betasteten meine Rocktaschen. Im Flur wurde mein Ueberzieher heruntergeholt und durchsucht. „Sie können gehen!" Ich zog den Ueberzieher an, setzte den Hut auf. Dann hob ich meine Gummischuhe in die Höhe und hielt sie den Schutzleuten vor die Nase: „Nix Browning!" Die Umstehenden lachten.

„Adieu!" Ich schwenkte den Hut und entfernte mich. Etliche Stunden später trat das Präsidium des Deputiertenrats wieder zusammen.

Pv.

Das Ohrläppchen.

(Nachdr. verb.)

In den Sommerferien meiner Volksschuljahre habe ich mich immer die ganzen sechs Wochen auf die kurzen Herbstferien gefreut, die ich immer in dem Heimatdorf meiner Mutter verleben durfte. Dort führte ich die paar Tage lang in den Rebhügeln mit den roten Sandsteinbrüchen ein wahres Herrenleben. Die Luft erzitterte unter Pistolenschüssen und Jauchzen, und am Abend ging die köstliche Arbeit an den mostduftenden Trotten bis tief in die Nacht hinein. Mit der Arbeit wurde es allerdings meinerseits nicht sehr ernst genommen, was beim Traubenschneiden insbesondere die Großmutter mit ihrem hageren, ledernen Gesicht sehr übel bemerkte. Selten gelang es mir, mich ihrer scharfen Beobachtung zu entziehen und dem Auszupfen und Essen der schönsten Beeren an noch nicht abgeherbsteten Weinstöcken obzuliegen. Allen Warnungen der Großmutter vor den furchtbaren Leibschmerzen, welche gerade die goldigen Beeren zur Folge hätten, die ich so gerne aß, blieben ohne Wirkung auf mich. Wenn sie mich aber endlich bei meiner verbotenen Tätigkeit entdeckte, und mir mit einem Stecken nachlief, dann rettete ich mich gewöhnlich in das daneben liegende Rebstück des Onkel Schack*), wo ich immer sehr freundlich aufgenommen wurde und vom Onkel selbst noch die schönsten Stöcke geschenkt bekam. Besonders empfahl er mir die mit den durchsichtigen, hellgrünen Trauben, deren Beeren einen rostigen Fleck hatten. Da sei der Fuchs dran vorbeigesprungen, meinte er dann lachend. Deswegen seien sie so gut.

Es war fast ein Ereignis, wenn der Onkel Schack, ein untersetzter Bauer mit glattrasiertem Gesicht und struppigen dunklen Haaren, einmal lachte. So selten geschah das. Er hatte immer etwas Grimmiges in seinem Gesicht. Wenn er aber lachte, dann zog sich sein Mund so schmerzhaft in die Höhe und seine buschigen Brauen senkten sich so traurig über die kleinen Augen, daß ich immer ein wenig Angst bei diesem Gesicht bekam. Aber er war sehr freigebig gegen mich und seine Trauben schmeckten mir immer vorzüglich. Nur einmal wurde er sehr böse, nämlich, als ich ihn fragte, warum er am linken Ohr kein Läppchen mehr habe. Ganz Angst hatte ich damals vor ihm bekommen, so bös sah er mich an und sagte, ein kleiner Bub brauche nicht alles zu wissen.

Als ich älter war und schon ins Gymnasium ging, fragte er mich, wenn ich bei ihm in seinem kleinen sauberen Haus am Dorfbach vor der Heimreise aus den Herbstferien Abschied nahm, fast jedesmal, ob ich auch Soldat werden und in den Krieg ziehen wolle, wenns losgehe. Ich sagte jedesmal: Nein! Denn erstens wollte ich es wirklich nicht, zweitens wußte ich, daß der Onkel Schack sehr böse geworden wäre, wenn ich ja gesagt hätte; und drittens bekam ich jedesmal eine Mark, die er sehr sorgsam in den Zipfel meines Taschentuches band. Und jedesmal war sein letztes Wort: „Gelt Büble, nur nicht Soldat werden und in den Krieg ziehen müssen! Geh du lieber nüber in die Schweiz!"

Bei diesem Abschied sah ich auch, daß es in dem kleinen Haus vom Onkel Schack viel sauberer aussah, als bei der Großmutter. Alles war schön geputzt, die Messinggriffe an der Türe blinkten und der Fußboden war mit feinem rotem Sand bestreut. Und als die Großmutter gestorben war und mir andere Dinge köstlicher dünkten, als im Heimatdorf meiner Mutter herbsten, da war der Onkel Schack der einzige Mensch unter den Verwandten, an den ich in der Ferne noch manchmal dachte. Er mußte irgend etwas Furchtbares erlebt haben, daß er so verschlossen und so bitter war. Viele Leute im Dorf hielten ihn für verrückt. Die älteren Männer aber sagten, er sei erst nach seiner Rückkehr aus dem 70er Krieg so geworden.

Sie haben Recht gehabt.

Vor einigen Jahren hat es mich wieder einmal in die Gegend gezogen, wo ich als Kind so viele frohe Tage verlebt. Der Onkel Schack lebte noch. Als alten Weißkopf fand ich ihn wieder, im Grunde immer noch der gleiche. Auch im Häuschen hatte sich nichts verändert. Die Türklinken blinkten und auf dem Fußboden knirschte der rote Sand. Bei einem Krüglein Wein erzählte ich ihm mancherlei von meinen Fahrten. Nach und nach wurde er warm. Schließlich kam auch das alte Thema vom Krieg zur Sprache. Während ich redete, kann er mit eingezogenen Lippen über etwas nach. Auf einmal sagte er: Du weißt, daß die Simpel hier im Dorf mich für nicht ganz gescheit halten. Das kommt hauptsächlich daher, daß ich

*) „Schack", allemannisches französisch für Jaques-Jakob.

nicht eine von ihren Töchtern geheiratet habe. Kein Mensch weiß, warum ich nicht geheiratet habe. Aber, dir will ichs jetzt erzählen.

Er nahm einen Schluck, fuhr sich über die Bartstoppeln im Gesicht und sagte:

„Schau, im Krieg wird jeder Mensch entweder ein Feigling oder zu einem Vieh, zu einem wilden Tier. Du kannst es dir nicht vorstellen. Eine Metzgerei ist nichts dagegen. Diejenigen, die nicht darüber nachdenken, sind ja noch die Glücklichsten. Aber ich, ich bin so einer von den Gestraften gewesen, die immer über alles haben nachdenken müssen und nichts haben vergessen können. Jetzt, wo ich alt bin, ist es ja besser, aber schau," — — und er klopfte mit der Faust vor die Stirne, — — „da drinn sitzt es, es zwingt einen, man muß darüber nachdenken, und deswegen haben sie mich närrisch geheißen, die Narren. Viehmenschen sind es, die kein Gemüt haben und kein Hirn." — —

Nach einer kleinen Pause fuhr er weiter: „Ich wär vielleicht auch nicht so menschenscheu, wenn mir nicht auch das passiert wär im Krieg."

Er nahm noch einen tiefen Schluck und erzählte dann ohne Unterbrechung: „Nach der Schlacht von Nuits war es. Ein Dorf mußte noch gesäubert werden. Die Hauptarbeit war schon gemacht, aber der Feind schoß immer wieder aus dem Hinterhalt auf uns. Da wurde meine Kompagnie gegen Abend hineingeschickt, um es ihnen gründlich zu verleiden. Mit einem Hagel von Steinen von den Dächern herab und Flintenschüssen hinter den Jalousien hervor wurden wir empfangen. Da seh ich, wie gerade eine Frau aus einem Mansardenfenster heraus auf mich schießt. Ich denke, es ist eine Frau und weh getan hat mir ihre Kugel nicht, und stürzte weiter, um in ein Haus einzudringen, aus dem sie heißes Wasser schütteten. Wie ich hinein will, fährt mir eine Kugel von hinten durch den Helm. Ich dreh mich um, und da schlägt gerade ein Weibsbild mit einer Flinte in der Hand die Läden zu. Ich denke, na, es war nur der Helm und auf Frauen schieße ich nicht. Im gleichen Augenblick pfeift mir wieder eine Kugel am Kopf vorbei und schlägt in die Haustür, die die andern immer noch nicht aufgebracht haben. Am Hals spürte ich was warmes. Die Kugel hatte mir ein Stück vom linken Ohr weggerissen. Meistens spürt mans ja gar nicht, wenn man verwundet ist. Aber wenn man es spürt, und noch das Gewehr oder den Säbel halten kann, dann wird man unsinnig, blutdürstig, eben einfach wie ein wildes Tier. Ich renne in das gegenüberliegende Haus, aus dem der Schuß kam, und stoße mit einem Tritt die leichte Türe ein. Mit einem Kolbenschlag ist im ersten Stockwerk ein Zimmer auf. Da steht mir gerade gegenüber in der Ecke eine junge Frau, oder ein Mädchen, ich weiß es nicht, und legt auf mich an. Schön war sie und groß, das weiß ich noch, und nicht schwarz, wie gewöhnlich die Franzosenweiber, sondern blond. Eine Sekunde lang steht sie mir so gegenüber. Ich war wie gelähmt. Und dann hat sie geschossen. Die Splitter von einem Bilderrahmen, den sie traf, fuhren mir um den Kopf, und im nächsten Moment hatte ich ihr mit dem Gewehr den Schädel eingeschlagen. Von dem Augenblick an habe ich den ganzen Abend wie ein Wilder gewütet. Und als endlich alles still war, und das Rückzugssignal geblasen wurde, hat es mich langsam, wie ein Schrecken überfallen. Wie blöde war ich geworden. Im Biwak hab ich mich hingelegt und bin eingeschlafen so wie ein Stück Vieh. Vierundzwanzig Stunden habe ich so geschlafen und war nicht aufzuwecken. In diesen vierundzwanzig Stunden, da ist aber etwas mit mir vorgegangen. Leer ist es in mir geworden, ganz leer. Ueberall bin ich teilnahmslos mitgegangen und hab immer nur an das Mädchen denken müssen, dem ich den Schädel eingeschlagen. Schau, ich kann mirs jetzt noch vorstellen, wie sie mich mit entsetzten Augen angesehen hat, den Mund weit aufgerissen hat und dann in der Ecke zusammengesunken ist."

Der Onkel Schack hatte während der Erzählung ein ganz anderes Gesicht bekommen. Es lag wie ein Schicksal auf seinen Zügen. Und ganz still fügte er zum Schluß dazu: „Deswegen hab ich nicht heiraten können, weil ich ein junges Weibsbild mit dem Gewehrkolben totgeschlagen habe. Es ist mir immer gewesen, als ob die aus dem Krieg einmal herüber den Rhein kommen könnte, wenn ich heirate, und meiner Frau sagen: „Der Mensch hat mich totgeschlagen; wie kannst du so einen heiraten? — — So und jetzt weißt du es."

Es sind jetzt zehn Jahre her, daß mir der Onkel Schack das erzählte. Vor sechs Wochen hab ich von ihm eine Einladung erhalten — zu seiner Hochzeit. Er hatte sich im Laufe der Jahre ein kleines Vermögen zusammengespart und war so für die Verwandten im Dorf ein kleiner Erbonkel geworden. Um ihn ganz sicher in Händen zu haben, richteten die Verwandten dem alternden, kränkelnden Manne einen kleinen Anbau an ihrem Anwesen her. Dort sollte er aus seinem kleinen Haus hinziehen, damit er auch Hilfe habe, wenn ihm etwas passiere. Die Menschen werden so lieb, wenns bei einem zu Ende geht, der was hat. Der Onkel Schack hat ihnen aber einen Strich durch ihre Gefühle gemacht. Er heiratete eine blutarme Waise, und sie wird zu leben haben, wenn einmal der Alte die Augen geschlossen hat. Das wird nicht mehr sehr lange gehen. Das hat mir der Onkel Schack bei der einfachen Hochzeit, bei der ich nicht fehlen wollte, gesagt. Und daß die vom Rhein drüben noch kommen könnte, davor hat er jetzt keine Angst mehr.

Die freiwillige Trennung.

(Nachdruck verboten.)

In jedem Restaurationsgarten können wir an jedem Sommersonntag von neuem erleben: die Männer sitzen an dem einen Ende des Tisches und reden von ihren Männer-Interessen, und die Frauen sitzen am anderen Ende zusammen und reden von ihren Frauen- und Kinderdingen. Und zwischen beiden Parteien geht kein Verständnis, keine Gemeinsamkeit, kein Mutterwitz freundlich hin und her. Bei jedem Spaziergang befreundeter Familien ist dasselbe Schauspiel: Die Männer, im Gespräch unter sich, gehen voran, die Frauen, auch für sich in ihrer Unterhaltung, ziehen getrennt hinterher. Auch bei Familienbesuchen ist es meistens so, daß die Frau sich zur Hausfrau und der Mann sich zum Hausherrn hält und nun der weibliche Teil für sich und der männliche Teil für sich miteinander reden.

Diese Tatsache, daß beim Zusammentreffen von Männern und Frauen in den meisten Fällen eine Sonderung, eine Trennung eintritt, ist durchaus nicht so harmlos, wie es scheint. Denn es spricht sich eben in dieser Tatsache aus, daß jede Partei nur ihre eigenen Interessen hat und davon zu reden vermag. Daß die Männer in ihrer Welt für sich leben und die Frauen in einer anderen für sich. Daß diese Männer und diese Frauen kein Gebiet von allgemeinerem Interesse gemeinsam haben, auf dem sie Vermutungen, Fragen, Anregungen, Urteile unter einander austauschen können. Daß das einzelne Ehepaar über Schlafzimmerbeziehungen und über Hausjorgen hinaus gar nichts von einander hat und sich darüber hinaus gar nicht versteht. Daß zwischen Ehegatte und Ehegattin und zwischen Männern und Frauen ein ungeheures Fremdsein und Entferntsein liegt.

Nun kommen die Männer und klagen: Ja, unsere Frauen wollen sich nicht um unsere Interessen kümmern; wir haben es aufgegeben, sie zu weiterem Verständnis zu bringen. Und die Frauen kommen und schelten: „Ja, unsere Männer helfen uns nicht, erklären uns nichts und dann sagen sie, wie verständen es ja doch nicht! Bei diesem Streite hat jeder nicht ganz recht und jeder nicht ganz unrecht. Der Mann ist sicherlich im Unrecht; wenn er nicht einsehen will, daß seine Frau durch die ununterbrochene hastige Hausarbeit und geräuschvolle Kinderwartung müder wird als er selbst durch die festgeordnete Fabrikarbeit, und daß seine tägliche Berührung mit einem größeren Lebensumkreise ihn zu Zeitungslektüre und zu allgemeinerem Interesse anregt, während die Frau daheim in ihrer engen Welt reichlich Gelegenheit zu geistigem Stumpfwerden hat. Also soll er Geduld haben, wenn seine Frau einmal über der Zeitung einschläft und soll nicht immer bloß die Dummheit und Interesselosigkeit der Frauen im Munde führen. Wenn er selber weiter ist in der Erkenntnis und im Wissen, so verdankt er das zu einem erheblichen Teile auch seiner „dummen" Frau, die für sich selber gar keine Ansprüche zu machen wagt. Aber derselbe Mann ist durchaus im Recht, wenn er sich weigert, in seinen freien Stunden der Schulmeister seiner Frau zu werden. Er hat den berechtigten Stolz zu sagen: ich habe mir selber geholfen, mag die Frau sich auch selber helfen.

Das ist auch für die Dauer die einzig richtige Art, wie die Frau geistig vorwärts kommen kann. Sie darf als Mithilfe des Mannes von ihm nur fordern, daß er ihr keine Schwierigkeiten macht. Alles andere muß ihr eigenes Werk sein. Ihre geistige Reifung kann nie ein Geschenk des Mannes, sondern muß ihr eigener Entschluß und ihre eigene Arbeit sein. Sie muß von vornherein zu stolz sein, wie ein weinendes Kind an den Rockschössen des Mannes zu hängen. Es ist gar nicht so schwer, diesen Stolz zu lernen, wenn sie erst einmal entdeckt hat, daß die Weisheit der Männer auch nicht bergehoch liegt.

Aber den Anfang muß sie zunächst damit machen, daß sie sich zur Aufmerksamkeit für allgemeinere und politische Dinge zwingt. Sie muß den Mut lernen, von den Klatschgeschichten der Nachbarin die Ohren wegzuwenden und auf wichtigere Dinge zu hören, wenn von solchen gesprochen wird. Solche störende Nachbarinnen sind nämlich eine ganz bedeutende Gefahr für die Aufmerksamkeit. Aus dem Zwang zur Aufmerksamkeit wächst unmerklich das Interesse und von da ist kein weiter Schritt mehr bis zum selbsttätigen Mitdenken und Mitreden bei allgemeineren Fragen. Und dann ist die freiwillige Isolierung der Frau, ihr selbstgeschaffenes „Segment" dauernd beseitigt.

H. M.

Kautschuk und Schwefel.

(Nachdr. verb.)

Der Kautschuk gehört zu den Materialien, die die ausgedehnteste Anwendung in der Technik gefunden haben. Schon im vorigen Jahrhundert wurde der Kautschuk in Form von Flaschen oder Beuteln aus Amerika nach Europa übergeführt. Ungeachtet seiner Elastizität hätte aber der Kautschuk doch ein immerhin nur wenig brauchbares Material bleiben müssen, wenn es nicht gelungen wäre, ihm durch Bearbeitung bei niederer Temperatur seine Elastizität zu erhalten und bei höherer das Ankleben der Oberfläche zweier Schnittflächen zu verhindern. Die verschiedenen Verfahrungsarten, dem Kautschuk das für seine Anwendung wünschenswerte Verhalten bei jedem Temperaturgrade zu verleihen, nannte man „Vulkanisieren". Diese in Amerika und Europa eingeführte Bezeichnung scheint von der mythologischen Beschäftigung des Gottes Vulkan mit Feuer und Schwefel hergeleitet zu sein. Das Vulkanisieren besteht in der Hauptsache darin, dem Kautschuk unter Erwärmung bei einem gewissen Temperaturgrad Schwefel beizumischen. Nachdem einmal festgestellt war, daß der Kautschuk hierdurch die Eigenschaft gewinnt, bei niederer Temperatur seine Elastizität zu behalten, bei höherer nicht zu kleben, versuchte man natürlich die verschiedensten Methoden, um ihn zu schweseln, da der Schwefel bekanntlich ähnlich dem Kautschuk nur in erhöhtem Maße bei niederer Temperatur hart und erst beim Erwärmen weich wird. Trotzdem entsteht aus der Verbindung beider ein bei jeder Temperatur biegsamer und nicht mehr klebender Körper. Dies ist eines der merkwürdigsten Beispiele gänzlicher Veränderung zweier Substanzen durch ihre Vereinigung.

I.

Aus allen Gebieten.

Naturwissenschaftliches.

Neue Riesengruppe von Sonnenflecken. Seit Mitte Juni ist am Ostrande des scheinbaren Sonnenrandes eine Riesengruppe von Sonnenflecken aufgetaucht, welche wohl die größten des Jahres 1907 sein dürften. Jedenfalls wird die mit ihr rivalisierende Riesengruppe, die sich Anfang Februar aus kleinen Anfängen entwickelte, an Kompaktheit der Erscheinung übertroffen. Die neue Gruppe überdeckt etwa ein Rechteck der Sonnenoberfläche, das sich mit einer Längenausdehnung von Nordosten nach Westsüdwesten ausstreckt und etwa 40 000 Kilometer breit ist. Auf diesem Areal würden drei Perlenketten, gebildet aus je 14 Kugeln von Erdengröße, bequem Platz finden können. Die neue Riesengruppe ist natürlich auch den teleskopisch unbewaffneten Augen sichtbar. Sie liegt auf der Südkugel der Sonne ungefähr zwischen dem 9. und 18. Grad ihrer Südbreite.

I.

Erdkunde.

Zur Vorgeschichte der Entdeckung Rußlands zur See durch die Engländer im 16. Jahrhundert betitelt sich ein kleines Büchelchen von Carl Stichler (Zürich 1905), in dem das interessante Gegenstück zu Columbus Versuche, auf westlichem Wege nach Indien zu gelangen, in den Bestrebungen Sebastian Cabots, auf dem nordwestlichen Wege Kathai (China) zu erreichen, geschildert wird. Erst gegen Ende Cabots Lebens wurde auf seine Veranlassung eine Expedition von drei Schiffen ausgerüstet, die auf dem Wege nördlich um Asien herum China erreichen wollte. Zwei Schiffe hatten bereits 1553 die Westküste von Nowaja Semlja erreicht, gingen an der Küste des russischen Lapplands aber vor Kälte zugrunde. Das dritte Schiff unter Richard Chancelor war schon bei den Lofoten während eines Sturmes von den andern getrennt worden, erreichte dann aber das weiße Meer und die Mündung der Dwina, wo Chancelor zu seiner Verwunderung erfuhr, daß er in Rußland wäre. Da die Ostsee für die Engländer gesperrt war, wurde damals ein reger Handelsverkehr zwischen England und Rußland auf diesem nördlichen Wege eingeleitet und mit dem Binnenlande unterhalten, der lange Zeit bestanden hatte. Nach diesem Erfolge vergaß man das ursprüngliche Ziel, China auf nördlichem Seewege zu erreichen, gänzlich, und erst 326 Jahre später wurde diese Aufgabe von Nordenskjöld gelöst.

Eine Quelle mit Ebbe und Flut. Unter den vielen kleinen Wasserläufen, die im gebirgigen Eichsfeld anzutreffen sind, befinden sich einige höchst interessante Sonderlinge. Die Quelle der Rhuma, der „Rhumasprung", gilt als die stärkste Quelle der Welt. Kaum 50 Schritte von der Quelle entfernt, treibt die Rhuma schon eine Mühle. Auch die Lutherquelle ist von außerordentlicher Ergiebigkeit. Die interessanteste Quelle ist der Karlsbrunnen in Eichenberg. Sie fließt zwei Stunden stark, und dann zwei Stunden schwach, hat also gewissermaßen Ebbe und Flut. Besonders interessant ist der Uebergang von der schwachen zur stärkeren Strömung. Es entsteht plötzlich ein dumpfes unterirdisches Getöse, das Wasser im Grottenbecken steigt um etwa 15 Zentimeter und die offene Auslaufröhre, die noch fast leer war, vermag das anstürmende Wasser kaum mehr zu fassen. Wissenschaftlich ist der Karlsbrunnen zu den intermittierenden Quellen zu zählen. Man leitet die eigenartige Naturerscheinung von kleinen in den unterirdischen Lauf eingeschalteten Hohlräumen her, die sich von oben anfüllen und seitwärts durch heberförmige Röhren wieder leeren. Das dumpfe Brausen beim Wechsel der „Gezeiten" rührt von der im Innern zusammengepreßten Luft her.

Gesundheitspflege.

Saure Milch. Eine leider immer mehr und mehr in Abgang kommende kühlende und nahrhafte Sommerspeise ist die sogenannte „saure" oder „dicke" Milch. Bei unseren Vorfahren stand sie hoch in Ehren. Auf dem Lande wußte man früher gar nichts anderes, als daß zur Vesperzeit die Hausfrau eine gestandene Milch auf den Tisch brachte, mit Hochgenuß aß die ganze Familie von dieser kühlenden und zugleich nahrhaften Speise. Saure Milch mit Kartoffeln bildete in jeder Bauernfamilie das ständige Abendessen. Keine andere Sommerspeise besitzt so viele gute Eigenschaften, als die „saure" Milch. Sie ist vor allem sehr leicht verdaulich, ist überaus kühlend, erfrischend, wohlschmeckend und was die Hauptsache ist — nahrhaft. Alle anderen durststillenden Mittel, wie Limonade, kohlensaure Wasser haben eben gar keinen Nährwert. Wer eine Schüssel mit saurer Milch genossen, der fühlt sich wieder gekräftigt und kann von neuem wieder tüchtig zur Arbeit greifen. Wie klug täten doch unsere Bauersfrauen, wenn sie namentlich ihren Kindern anstatt Bier und Most, Milch und Brot reichen würden. Nach dem Genuß von saurer Milch schwindet jedes Verlangen nach alkoholischen Getränken. In einem Kochbuch heißt es: Saure Milch mit Kartoffeln bildet das Abendessen derjenigen Bauern, welche nicht ins Wirtshaus gehen.

Vom gesundheitlichen Standpunkte aus ist saure Milch auch sehr zu empfehlen. Sie soll die Nierensteinbildung verhüten, und ein gutes Mittel gegen Gicht und eine heilsame Nahrung bei Zuckerkrankheit sein. Magenleidenden wird sie manchmal von den Aerzten sehr empfohlen. Wer an Verstopfung leidet, der greife zur sauren Milch und er findet sicher Milderung. Diese kühlende Sommerspeise ist demnach wohl wert, daß sie wieder zu Ehren kommt.

Völkerkunde.

Ein sogenannter Haarmensch reist zurzeit in den europäischen Panoptiken umher. Dieser junge Mann kann als sehr typischer Vertreter einer seltenen und interessanten pathologischen Bildung gelten. Man betrachtet dieses Phänomen in der Regel als einen Exzeß in der Haarbildung und bringt es mit anderen ähnlichen Exzessen in Zusammenhang. Der junge Mensch, Stephan Bibrowsky, will 1891 in Worof bei Warschau geboren sein. Nur bei ganz oberflächlicher Betrachtung könnte man glauben, Bart und Kopfhaar seien hier so riesig entwickelt, daß sie zusammenfließen und kein Stückchen Haut mehr frei lassen. So unerwartet es auch im ersten Augenblick erscheinen mag, so ist es doch Tatsache, daß der junge Mann weder Haupt- noch Barthaar hat, wenigstens nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, er hat auch keine Brauen und kein einziges Wimperhaar — er hat ganz allein nur Flaumhaare, — richtige Flaumhaare von großer Länge und sehr dicht gestellt.

Beobachtet man den jungen Mann näher, so sieht man, daß diese feinen Härchen zu hunderten sogar aus den Nasenlöchern und aus den äußeren Ohrgängen herauswachsen und sich in spannlangen, etwas heller als die anderen Haare gefärbten Strähnen leicht von dem übrigen Flaumhaar trennen lassen. Diese enorme Entwicklung der Flaumhaare der Nase und Ohren ist allen diesen „Hundemenschen" gemein. Schon von der 1633 geborenen Barbara Ursler berichtet ein Zeitgenosse, daß sie „ganz und gar haarecht ist, mit schönen gelben Haaren im Angesicht und daß zwei gelbe Locken aus beiden Ohren gehen".

Diese Haarmenschen bilden eine Gruppe völlig für sich, einer sieht wie der andere aus, so daß man fast von einer Portraitähnlichkeit sprechen kann — etwa wie — wenigstens für den Fernstehenden — ein Seidenpintscher genau so aussieht wie der andere. Mit den behaarten und pigmentierten „Muttermalen" hat diese Bildung nichts zu tun. Die ausgesprochene Erblichkeit geht daraus hervor, daß in Siam eine Familie den Haarmenschen durch drei aufeinanderfolgende Generationen erzeugt hat, die sich vom Jahre 1829 an verfolgen läßt. Es wird erzählt, daß die Eltern des jungen Bibrowsky ganz normale Menschen seien.

Altertumskunde.

Archäologischer Fund. In Landau wurden in einer Grube vier völlig ungebrauchte Vorratsgefäße gefunden, die mit der Mündung nach unten im Viereck übereinander standen. Aus ihrer Form und Verzierung läßt sich schließen, daß sie dem Ausgang der Steinzeit oder dem frühen Bronzealter angehören.

I.

Pflanzenkunde.

Der dickste Baum der Erde. Als solcher galt bisher das Exemplar von Taxodium mucronatum Tenore auf dem Kirchhof in Tule bei Oaxaca in Mexiko. Die Angaben über seinen Durchmesser schwanken zwischen 10 Meter und über 17 Meter. Der im Anfang dieses Jahres verstorbene Botaniker Otto Kuntze weist nun in seinem erst nach seinem Tode erschienenen Aufsatze nach, daß der berühmte Baum in Wirklichkeit aus drei in einem Dreieck angepflanzten Bäumen besteht, die später zu einem im Durchschnitt nierenförmigen Komplex verwachsen sind. Den Gesamtumfang fand Kuntze nach Ausschaltung aller Einbuchtungen und Furchungen in einer Höhe von 1½ Meter über dem Erdboden gleich 33,60 Meter, so daß der Durchmesser nur 11 Meter beträgt. Weiter oben am Stamme ist er mindestens 1 Meter breiter. Die Höhe des Baumes beträgt etwa 36 Meter. In Tule finden sich noch zwei andere Exemplare dieser Baumart, die ebenso hoch und lebensfrisch sind wie der „dickste Baum", aber nur 5 Meter Dicke haben. Sie sind allesamt, da die Baumart nur an Flußufern wild vorkommt, bei Tule aber kein Fluß ist, „offenbar schon von den alten Mexikanern gepflanzt worden, wie jene in dem Park von Montezuma. Später ist dann der spanische Kirchhof mit Kirche darum angelegt worden". Die erwähnten Taxodien im „Parke Montazumas" stehen bei Chapultepec. An Berühmtheit steht dem dicksten Baume von Tule jenes Exemplar derselben Pflanzenart nicht nach, unter dem Cortez in der „Nacht der Trübsal" geweilt haben soll: der „Arbol de la Noche" in Popotla bei Mexiko. Er ist halb abgestorben und hat kaum 5 Meter im Durchmesser.

Allerlei.

Der Grund der ungenügenden Körperbewegung und Muskeltätigkeit. Darwin hat gezeigt, daß der einzige Weg, um ein Organ oder Gewebe gesund zu erhalten, nur durch ihren passenden Gebrauch erreicht werden kann. Im Anschluß daran brachte Dr. Davy in der letzten Jahresversammlung der Britischen Medizinischen Gesellschaft, die Ende Juli in Exter stattfand, die Gründe vor, wodurch das heutzutage verhindert wird. Die Hauptschuld schiebt er dem Ersatz der menschlichen Kräfte durch Maschinen verschiedenster Art zu, und er hat Recht, wenn er behauptet, daß wir auf jedem Arbeitsgebiete und in jedem Zweig des Handels und Gewerbes von Jahr zu Jahr mehr und mehr die Abhängigkeit von arbeitsparenden Maschinen sehen, denn jede neue Maschine zielt daraufhin, die Muskeltätigkeit zu ersetzen. Schließlich kommt es dann so weit, daß die menschlichen Arbeiter nur dazu da sind, um die Maschinen, die durch Dampf oder Elektrizität getrieben werden, zu überwachen. Hand in Hand damit gehen noch verschiedene andere Umstände. Die Bevölkerung wird städtischer als sie früher zu sein pflegte. Dörfer und Städte mit allen ihren Möglichkeiten, eine gesunde Muskelarbeit in freier Luft auszuüben, sind zurückgegangen. Dafür haben aber große Handels- und Manufakturzentren eine Bevölkerungszunahme erfahren.

Die Eisenbahn hat ihre Netze nach jeder Richtung hin ausgedehnt, so daß das Reisen ohne irgendwelche Anstrengungen leicht geschehen kann und die Einwohner der Städte haben zum Ueberfluß noch Tramways und Omnibusse, die sie von ihrer Behausung nach ihrer Arbeitsstätte bringen, ohne daß sie die Anstrengungen eines langen Weges nötig haben. Ferner ist aber auch eine Aenderung unserer Gewohnheiten eingetreten. Zwar nimmt die Vorliebe für Spiele zu, aber diese haben doch an wirklicher Muskeltätigkeit verloren. Die reichen Leute sitzen oder stehen, während die Haselhühner oder Fasanen ihnen zugetrieben werden, anstatt daß sie durch Moore und Wälder streifen, um sie zu finden. Der ärmere Mann zahlt sein Eintrittsgeld, um ein paar besonders Geübte

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg